

## Bei den Donauschwaben im brasilianischen Entre Rios

Von KARL ILG

Als ich mich im vergangenen Vorwinter vom bereits verschneiten Innsbruck aus zu einer fünf Monate dauernden Forschungsreise nach Brasilien aufmachte, zu der mich Jahre zuvor mein ehemaliger verehrter Lehrer für Geographie an der Universität Innsbruck, Professor Dr. Hans Kinzl, angeregt hatte — damals mit dem Vorschlag, daß ich ihn auf seiner Expedition als Volkskundler begleiten sollte, was dann leider aus Termingründen unmöglich war —, brannten in mir wie bei jedem in solchem Falle große wissenschaftliche Neugier und die bange Frage, ob sich alles, in einem so großen Land allein auf sich gestellt, nach vorhergehender, zweijähriger intensiver Planung und Vorbereitung auch abwickeln lasse. Als einzigen Begleiter, jetzt wie seit zwanzig Jahren auf allen großen und kleinen Exkursionen, hatte ich meine Frau. Sie wußte um meine volkskundlichen Fragestellungen ausgezeichnet Bescheid und konnte mir, wie schon lange, eine gute und anspruchslose Gefährtin sein. Unsere Kinder hatten sich zu diesem Opfer bereit erklärt, ja es energisch unterstützt!

Wir wollten das Schicksal unserer Kolonisten erfahren, einen guten Querschnitt zu einer deutschstämmigen Volkskunde Brasiliens erarbeiten. Das wollte heißen, daß wir ehemaligen Österreichern, sogenannten Reichsdeutschen und Schweizern, begegnen würden. Es schien uns dabei als erste Voraussetzung, sich möglichst dem Milieu drüben anzupassen, in Nahrung, Unterkunft und Verkehrsmitteln, um so vieles, was zum „täglichen Brot“ der Kolonisten dazugehört, schnell auch am eigenen Leib zu erfahren. Dazu mußte man aber auch neben allem gesundbleiben! Natürlich hatten wir schon lange voraus trainiert und unseren sicher sonst schon wandergeübten Körper auf noch größere Strapazen eingestellt. Man hatte uns oft gefragt, warum wir denn gerade mit Beginn des europäischen Winters, also mit Einsetzen des heißen, besser, des schwülen brasilianischen Sommers aufbrechen wollten? Ich mußte immer wieder entgegenen, daß wir dieses wohl überlegt hatten. Die härteste Zeit landwirtschaftlicher Tätigkeit falle eben

auf den Sommer. Diese wollten wir miterleben. Offenbar wollte uns Brasilien dabei das Maximum bieten! Es bescherte uns 1965/66 einen Sommer mit Temperaturen zwischen 42 und 46 Grad Celsius im Schatten und eine häufige Luftfeuchtigkeit von 90 bis 97 Prozent. Hatten wir uns am Innsbrucker Bahnhof bei minus 22 Grad verabschiedet, so empfing uns Rio gegen neun Uhr abends bei 42 Grad. Die Nächte kühlen ja kaum ab.

Wir hatten uns von dort über Sao Paulo, Curitiba, Caixas do Sul sofort in den südöstlichsten Staat, Rio Grande do Sul, des unglaublich großen brasilianischen Landes begeben. Dort war das Klima — der Staat liegt schon südpolnäher, für die ersten Wanderwochen wichtig — am erträglichsten. Von dort aus strebten wir einerseits an der Küste und dann wieder in gleich großer Erstreckung tief im „Interior“ nordwärts. Als wir in die hier zu besprechenden „altösterreichischen“ Kolonien kamen, hatten wir schon mehrere harte Monate in rotverstaubten Omnibussen zusammen mit vielen „Cabocles“ aller Schattierungen, auf einem Jeep in scharfem Tempo über wahrhaft halsbrecherische Straßen, gelenkt eventuell von einem mutigen Pastor oder katholischen Missionar, oder aber auf dem Rücken eines geduldigen Maulesels und nicht zuletzt, sondern vielmehr sehr häufig zu Fuß, in Schweiß gebadet und von den bösen „Borajudos“ geplagt, deren Stiche sehr empfindliche Schwellungen hervorrufen, hinter uns gebracht und das Land durchschritten.

Hier gilt es, eine Siedlung in ihrer Anlage und ihrem Schicksal zu beschreiben, welche von Ostösterreichern angelegt wurde, wenn dieser wenig schöne Ausdruck überhaupt so gestattet ist. Es handelt sich um die Siedlung der „Donauschwabern“ in Entre Rios in der Nähe des Municipals Guarapuava, tief im Interior des brasilianischen Staates Paraná.

Ursprünglich gehörte Paraná, der drittsüdlichste Staat Brasiliens, das aus Bundesstaaten mit eigenen Regierungen besteht, zum Staate Sao Paulo. Im Gegensatz zu Rio Grande do Sul mit seinen Hügeln im Süden, seiner großen Tiefebene in der Mitte und dem vielgliedrigen Bergland der Serra im Norden, das sich, von Hochflächen unterbrochen, in den Staat Sante Catarina fortsetzt, besteht Paraná schier aus einer großen Hochfläche. Sie fällt allmählich gegen den Rio Paraná im Westen ab, während sie sich in der Mitte zu einer weiteren Stufe erhebt und gegen die Atlantikküste von der nicht sehr wegsamen Serra do Mar begrenzt wird. „Serra“ heißt übrigens „Säge“, wie die herrliche Bergpyramide im Süden Innsbrucks den Namen „Serles“, kleine Säge, trägt. Auf den Hochflächen ziehen sich neben zurückgedrängten Urwaldstrecken und Bauland riesige „Campos“ hin, zum Teil steppenartige Weidestrecken.

Die Geschichte Paranás ist nicht unwesentlich von den sagemumwobenen „Trapeiros“, welche monatelang mit ihren Herden unterwegs waren, geprägt. Desgleichen natürlich von den stolzen „Fazienderos“, die riesige Ländereien und Herden ihr Eigen nennen.

Die Hauptstadt Paranás ist Curitiba, zu deutsch „viel Holz“. Heute ist die Stadt auf den Waldreichtum weit entfernter Gebiete angewiesen. Die größte Möbelfabrik Curitiba liegt in den Händen der Altösterreicher Zipperer aus dem Böhmerwald.

Ehe ich auf die Donauschwaben eingehe, darf ich bei einer Begegnung verweilen, die uns tief beeindruckt und erschüttert hatte. Ich meine die Erwanderung der Vorarlberger Siedlung „Colonia Austria“, ebenfalls in Paraná gelegen. Die Siedlung hatte später den Namen „Corredeira“ getragen. Paraná wurde ja im Gegensatz zu Rio Grande do Sul und Santa Catarina relativ spät von deutschstämmigen Kolonisten besiedelt. Mit den ersten Siedlern nach dem Ersten Weltkrieg kamen Vorarlberger.

Sie legten 1923 — also zehn Jahre vor den Tirolern in Dreizehnlinden — 20 Kilometer westlich von Itararé die „Colonia Austria“ an. Da die Verbindung mit ihr völlig verlorengegangen war, hatte mich die Vorarlberger Landesregierung ersucht, der Existenz dieser Siedlung meiner engeren Landsleute nachzugehen. Der Weg zu ihr führte uns von Ponta Grossa, der größten Stadt im Interior von Paraná, mehrere hundert Kilometer in nordwestliche Richtung, wobei unser mit rotem Staub eingehüllter Omnibus die dritte Serrastufe zu überwinden hatte. Hatten wir von Joinville her nach Curitiba die erste Bergstufe, die „Serra Litoral“, und dann die zweite Stufe überschritten, gelangten wir nun in eine geradezu siedlungsleere Zone. Wohl aber treiben sich gelegentlich Banden umher. Da unser Omnibus bei der langen Fahrt unweigerlich in die Nacht kommen mußte, stiegen am späteren Nachmittag zwei bewaffnete Polizisten zu. Die in Höhen von 1400 bis 1600 Meter liegende Serra entspricht wirtschaftlich etwa unseren Alpweiden und wird so, jedoch nur viel extensiver, genutzt. Es gibt kaum irgendwo auf diesem riesigen Hochplateau eine Hütte und ebensowenig natürlich einen Senner oder eine Sennerin. Die Tiere werden nur des Fleisches wegen gehalten und sind nur halb gezähmt.

Itararé liegt am nördlichen Abhang der Serra. Als wir bei stockdunkler Nacht ankamen und uns nach einer „Colonia Austria“ erkundigten, gab es nur die einhellige Antwort „nao tem“. Also suchten wir erst einmal eine Schlafstätte und Zuversicht für den nächsten Tag, einen Sonntag. Diese Zuversicht hatte ich mir noch vor dem Einschlafen durch die Durchsicht des Telefonbuches von Itararé gegeben. Ich fand dort ein Geschäftshaus eingetragen: „Klocker und Klocker“, also un-

weigerlich einen Vorarlberger Familiennamen. Die Vermutung bestätigte sich anderntags in der Begegnung mit Herrn Mario Klocker, dem Sohn des Landvermessers Klocker, der die Vorarlberger zur Kolonisation angeregt hatte. Senhor Mario führte uns auf die Kolonie und am Abend mit mehreren seiner Geschwister und deren Familien zusammen. Es war ein reizender Abend, wenngleich niemand von ihnen mehr deutsch sprechen konnte!

Die Kolonie lag in einer sehr ansprechenden und auch fruchtbaren Landschaft in 500 Meter Höhe und hat viel Ähnlichkeit mit der Gegend nördlich des Bodensees. Aber sie ist erloschen! Nur noch zwei Familien haben sich auf ihr erhalten, zwei Lustenauer. Der eine ist kinderlos, die Kinder des anderen können kaum mehr Deutsch. Wie sollen sie sich in dieser Vereinsamung auch halten? Die abgewanderten Vorarlberger überließen die von ihnen mühselig gerodeten „sitos“ (Höfe) um billiges Geld den ihnen nachfolgenden Italienern. Diese kehrten großzügig mit dem Pflug die fruchtbare Scholle um, während es die Vorarlberger nur mit der Hacke versucht haben. Die arbeitslosen Sticker waren eben keine Bauern gewesen. Zuerst hatte man ihnen Baumwolle zu pflanzen angeraten. Von 1926 bis 1931 versuchten sie es mit Seidenraupenzucht. Sie standen ohne richtige Führung da. So kam es zu keinem Kirchenbau und viel zu spät zur Erstellung einer Schule. Als 1932 die Bürgerkriegskämpfe auch unsere Kolonie heimsuchten, verließen viele den Boden, mit dem sie nicht vertraut geworden waren. Sie haben sich verschiedentlich, zum Teil um Sao Paulo niedergelassen. Die letzten verließen 1947 ihren Besitz, auf dem andere heute hohe Erträge ernten, die angesichts der verbesserten Verkehrs- und Marktlage guten Absatz finden.

Der Untergang der Siedlung war somit keineswegs des schlecht gewählten Bodens oder einer ungünstigen Verkehrslage wegen eingetreten. Wohl aber fehlte es ihnen an Führung und Leitung und damit an Gemeinschaft. Die einzelnen waren sich selbst überlassen. Ich konnte später einige Abwanderer in Sao Paulo auffinden. Sie haben es zum Teil zu Wohlstand gebracht. Allein die zwei Zurückgebliebenen sind in allem ein Mahnmal, wie es nicht geschehen sollte.

Von der untergegangenen „Colonia Austria“ bis zu den Donauschwaben ist es ein weiter Weg über viele hundert Kilometer und Berge hin, immer weiter gegen Westen, ganz tief ins Interior. Bei dem mehrfachen Auf und Ab gelangt man endlich wieder auf eine gewaltige Hochfläche. Auf ihr breiten sich die fünf schmucken Dörfer der Donauschwaben aus. 2500 Menschen wurden hier 1951 durch die Schweizer Europahilfe angesiedelt, was zu erwirken einem Mann gelang, der im Zweiten Weltkrieg alles verloren hatte, auch seine beiden Söhne, und

dem als einziges sein „Volk“ blieb, für das er sich restlos einzusetzen geschworen hatte.

Diese Donauschwaben mußten 1944 aus Sirmien, Slawonien, der Batschka und dem Banat in letzter Stunde unter Hinterlassung all ihrer Habe fliehen, nachdem zum Teil an ihren Angehörigen furchtbare Greuel begangen wurden. So wird sich jeder in den Schmerz der Frau einfühlen können, die ihren siebzehnjährigen Sohn mit abgesägten Gliedmaßen, aufgeschlitztem Bauch und zerquetschtem Kopf auf der Straße fand, während man ihren Mann durch die Sägemaschine laufen ließ.

Man kann die Donauschwaben ohne weiteres als Österreicher ansprechen. Unter Maria Theresia waren sie aus dem Elsaß und dem Schwarzwald, also dem damaligen Vorderösterreich ausgewandert und empfanden sich immer als Sendboten österreichischer Kultur. Mit Dankbarkeit sprechen sie von dem fünfjährigen Aufenthalt in Österreich vor ihrem Abgang. Sie heben immer wieder die genossene Schulbildung hervor! Sie hätte ihnen in der Fremde so viel geholfen. Mit ihnen waren auch Leute aus Kärnten, der Steiermark und Wiener aufgebrochen.

Ihre neue Heimat fanden sie auf einem gewaltigen Camp, der ihnen von der Schweizerhilfe vermittelt wurde. Bisher war dieser Steppenboden nie intensiv landwirtschaftlich genutzt worden. Es handelte sich also um eine Pionierleistung (vgl. Abb. 1). Sie wäre vollends gelungen, wenn die Donauschwaben die Landzuteilung nicht vornehmlich nach den



Abb. 1: Gepflügter Camp, Entre Rios



Abb. 2: Urschule Entre Rios

vorhandenen Männern in jeder Familie aufgeschlüsselt hätten. Sicher hatte auf deren Schultern die Verantwortung während der jahrelangen Flucht gelegen. Gleichwohl entstand damit unwillkürlich ein soziales Gefälle, das wenig günstig ist. Neben Bauern mit einem Land von 20 Hektar gibt es solche mit 100 Hektar und mehr. Diese Vermögenden erwarben weiteren Besitz dazu und haben zum Teil ein Areal von 500 bis 1700 Hektar unter dem Pflug! Die Donauschwaben meisterten den Camp durch Ackerbau. Ihr Korn- und Reisanbau ist gewaltig. Überall staunt man über ihre Leistungen. Ich fuhr mit einem jungen „Reisbaron“ seine unermeßlichen Felder ab. Alles in bestem Stand. Und gleichwohl: der aufgerissene Camp gibt unerbittlich die beste Erde ab. Wind und Wasser tragen sie fort, den Rio Paraná hinab nach Argentinien. Die Erosion ist „das Problem“ — neben dem sozialen. Leider war auch die kulturelle Betreuung über den Sorgen der Landnahme zu kurz gekommen. Wenig geschickte Seelsorger trugen auch im Religiösen nicht zum Besten bei. Doch hierin ist große Hoffnung: der neue Pfarrer Gruber — selbst aus dem Banat — weiß, wo der Schuh drückt, und fähige Köpfe sind entschlossen, ihr Bestes für die Erhaltung des Donauschwabentums herzugeben. Die Verbindung mit drüben und gerade auch mit Österreich sollte nicht abreißen.

Sie suchen auch nach wissenschaftlicher Beratung bei ihrer Feldbestellung! Schulbücher wären nötig! Zweifelsohne imponieren diese

Bauern und Bauernsöhne, die ein so hartes Schicksal zur Bewunderung meisterten, auch in der Formulierung ihrer Wünsche.

Die Donauschwaben siedeln in Entre Rios in fünf Dörfern. Ihre fünf Holzkirchen, die alle sehr sauber sind, haben sie zu Ehren des hl. Michael, des Herzens Jesu, des hl. Antonius sowie zu Ehren der Gottesmutter, nämlich „Maria zur immerwährenden Hilfe“ und „Mariä Himmelfahrt“ geweiht. Die Kirchen haben einen ziemlich einheitlichen Stil (vgl. Abb. 2). In ihrem Gefüge sind sie alle Riegelwerke, außen bretterverschlagen. An der Außenwand sind sie weiß getüncht, innen mit einem warmen, gelbbraunen Lack versehen. Der schmale hohe Holzturm ist in der Mitte der Vorderfassade gestellt und ruht auf Holzpfeilern. Damit bildet der untere Teil des Turmes eine Art wettergeschützter Vorlaube, was den Kirchgängern bei den häufigen Wolkenbrüchen sehr zustatten kommt. Im Inneren steht ein schlichter Altar, die Kirchenbänke sind zum Teil noch rohe Sitzbänke und werden erst allmählich durch hübsche Kniebänke ersetzt. Im übrigen macht aber alles einen so trauten heimischen Eindruck, daß man wähnen möchte, nicht im fernen Brasilien zu sein, sondern irgendwo in einer einfachen Dorfkirche der Steiermark, Kärntens oder des Burgenlandes. Insbesondere, wenn man dem Gottesdienst beiwohnt, die Gebete in der bestimmten Mundart sprechen hört und die abgearbeiteten älteren Frauen sieht, aus deren Gesicht, halb verdeckt durch das obligate Kopftuch, fromme treue Augen blicken.



Abb. 3: Dorfplatz Entre Rios

Ein paar bescheidene kleine Bronzeglocken rufen allmorgendlich die Siedler und künden ihnen am Abend den Feiertag.

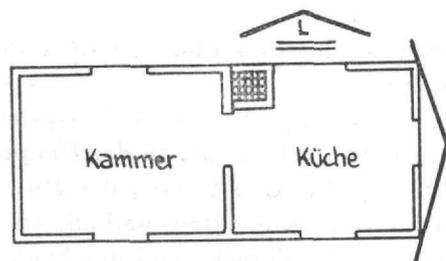
Vor der Kirche weitet sich in der Regel ein großer freier Platz, der im weiten Bogen von einigen Bretterhäusern flankiert ist. In der Hauptsiedlung bilden die Flanken eines Riesenplatzes die Schule, das Hotel „Gloria“, eine Venda, zwei weitere kleine Häuser, das Haus und „Spital“ des Arztes, eine Bäckerei, wieder eine Bar, die Baracke und der Stadel der „Agraria“, der landwirtschaftlichen Genossenschaft, die praktisch auch die Trägerin der Agenden einer Bürgermeisterei und einer Ortsverwaltung darstellt. Die wenigen Gebäude flankieren mit der Kirche einen viereckigen Platz mit 500 mal 500 bis 600 Metern (vgl. Abb. 3).

Ihn durchquert ein Straßenkreuz. Da die Straßen nur „ausgehobelt“ sind, wirbelt bei jedem Fahrzeug meterhoch der rote Staub auf. Er hat das große Holzkreuz, das an dieser Kreuzung steht und das am Tage der Inbesitznahme des Landes durch die Donauschwaben errichtet wurde, schon ganz rot gefärbt. Da knieten sie in Ehrfurcht vor Gott, die sie nach einer langen Irrfahrt eine Bleibe gefunden, aber sie erst auch noch zu einer solchen ausbauen mußten.

Die Häuser bzw. Höfe der Kolonisten liegen an den Straßen, die von diesem Kreuz ausgehen.

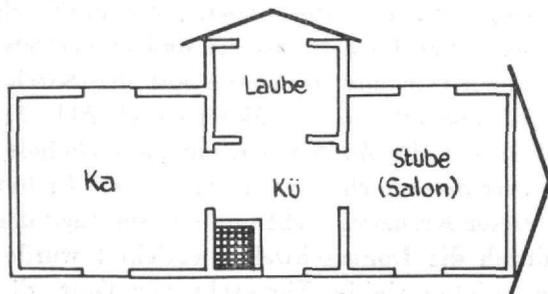
Mit ganz verschwindenden Ausnahmen handelt es sich wieder um bretterverschaltete Riegelwerke. Die ältere Verschaltungsweise ist sofort dadurch erkennbar, daß sie horizontal verläuft. Sie entspricht somit der Bauweise an unseren Baracken. Sie wurde von Europa mitgebracht und bewährt sich jedoch im feuchten Sturzregenklima Brasiliens keineswegs. Das Wasser fließt an den vertikal gestellten Brettern viel rascher ab und erzeugt weniger rasch Fäulnis, dem das Pinien- bzw. genauer das Araukarienh Holz ziemlich stark ausgesetzt ist.

Die älteren Behausungen haben auch einen äußerst einfachen Grundriß. Hatte die Kolonistenfamilie am Tag ihres Einzuges zwei Kinder, so wurden ihr eine Küche und zwei Kammern gebaut, jene der Eltern konnte man auch als Stube verwenden. Bestand die Familie nur aus drei Personen, wurden ihr nur eine Küche und eine Kammer zugebilligt. Die jeweiligen Räume wurden jeweils im Giebel hintereinander angefügt. Das ergab die im südöstlichen Österreich und in seinen Nachbargebieten übliche Streckhofbauweise. An den in der Mitte üblichen Stubenteil schloß man gerne eine quergestellte Laube an, die den Eingang schützte. Sie empfängt den von der breiten, rotlehmigen Straße Eintretenden auch mit der ersten willkommenen Schattenspende (siehe Textzeichnung 1). Während die Häuser zur Straße stets traufseitig stehen, wendet ihr die Laube den Giebel zu (vgl. Abb. 4).

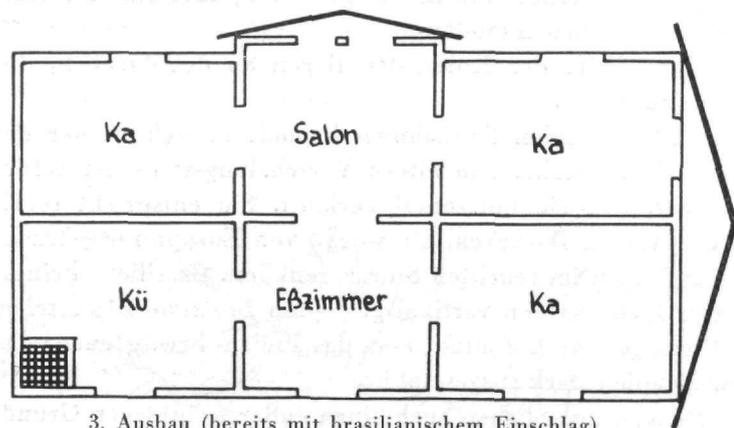


### Grundriß des Donauschwabenhauses in Entre Rios

1. Entwicklungsstufe



2. Stufe



3. Ausbau (bereits mit brasilianischem Einschlag)

Im Inneren fällt zunächst die Sauberkeit auf. In der Kammer wird sie besonders durch die kunstvoll aufgetürmten Betten unterstrichen. Die weißen oder blau oder rot karierten Kissenüberzüge weisen keine Falte, im ersteren Fall aber oft einen Spitzenbesatz auf. Man sieht es: die Frauen haben die Heimat ins fremde Land gebracht, das ja rundherum ganz andere Traditionen kennt und hat.

Hatte ich bei den Tirolern und Vorarlbergern in der Stubenecke einen Herrgott hängen gesehen, so sind es hier mehr einfache Heiligenbilderdrucke, welche neben vergilbten Fotos donauschwäbischer Ahnen oder gefallener Angehöriger die sonst so einfachen Wände schmücken. Ein Spitzendeckchen belebt des weiteren gerne die Wand.

Die alten Häuser sind ohne Unterschied einstöckig und auf Pfählen errichtet. Damit wurden sie von der üblen Bodenfeuchte abgehoben; ebenso kommt auch Ungeziefer weniger zu. Die Pfähle, die Donauschwaben sprechen von den „Stötzeln“, nimmt man in der Regel von Canellaholz, das sehr fäulnisabweisend ist. Dieses Zimmetholz duftet auch tatsächlich so und wird auch gerne als Parkettholz verwendet.

Dem Herd wird in der Küche stets ein Wandplatz zugewiesen, der ins Freie reicht. Hitze hat man ja sonst schon genug um sich.

Unterkellert sind die Häuser nie. Handelt es sich um neuere, gemauerte Häuser, trifft man allerdings auch gelegentlich einen Keller an. Ich zählte auch drei zweistöckige Gebäude dieser Art.

Um die Häuser steht auch immer ein Garten, in der Regel mit vielen Blumen. Auch das ist deutsche Sitte. Genauso tragen auch die Friedhöfe rührend reichen Blumenschmuck. Dabei muß man aber wissen, daß Blumen bei der Hitze nicht gut gedeihen und daß ihre Pflege nicht unerhebliche Mühe erfordert.

Brasilianische Friedhöfe kennen dergleichen nicht, und ebenso bilden blumenreiche Gärten um das Haus eine Seltenheit. Da gibt es entweder den Massendorfscharakter, daß jedes Haus mit der Mauer an das andere aufschließt, oder von hohen Mauern umgebene Villen, um die schattige Bäume stehen.

In der Ernährung haben die Donauschwaben allerdings einiges von den Eingeborenen übernom-

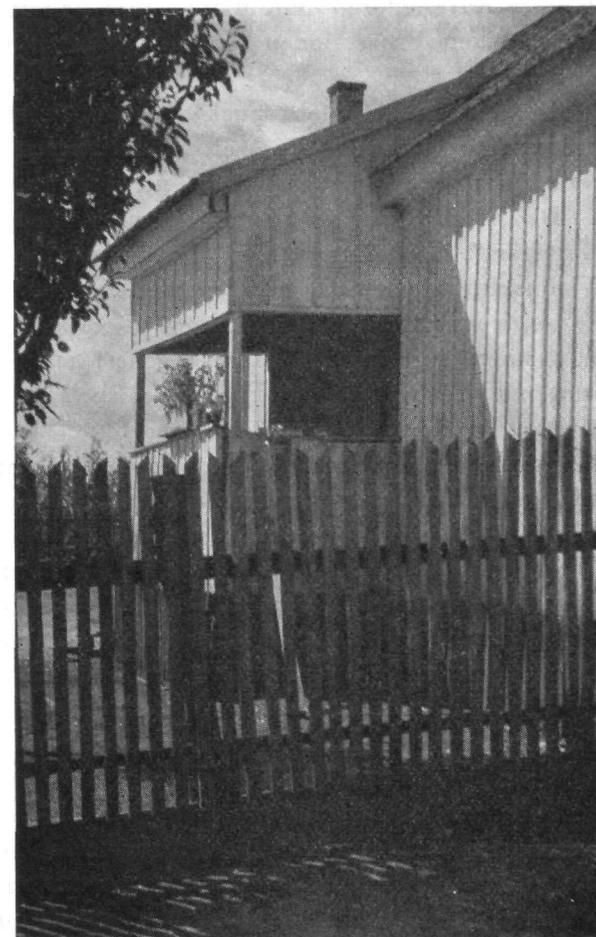


Abb. 4: Kolonistenbalkon Entre Rios

men bzw. übernehmen müssen. Ich denke hier namentlich an die häufige Reinsnahrung. Zum Reis trägt man an Stelle des Fleisches gerne eingebrannte Bohnen auf. Die Deutschen haben die schwarzen, kleinen, nicht sehr gesunden Bohnen durch leichter verdauliche größere „Paulistaner“ ersetzt. Das Brotmehl streckt man gerne mit etwas Maisbeigabe. Das Brotbacken, von vielen Kolonistenfrauen selbst besorgt, geschieht dadurch, daß man den Teig in eine Blechkasserolle gibt und diese in den freistehenden Backofen schiebt. Das Brot muß mindestens alle Wochen neu gebacken werden. Es hält sich in der Hitze und Feuchtigkeit nicht länger. Als Fleisch wird häufig Hühnerfleisch aufgetragen. Der „Bauernadler“ bildet auch das überall übliche Sonntagsgericht. Ich habe diese „zähen Vögel“ nicht gerade mit großem Genuß gegessen.

Die Festtage feiern die Donauschwaben noch ganz wie zu Hause und in einer glücklicheren Zeit. Man beginnt sie mit feierlichem Gottesdienst, mit farbigen Prozessionen und Gasthofbesuch der Männer nach dem Kirchgang.

In einem Dorf steht auch eine protestantische Kirche. Mit den Protestanten pflegen die weit zahlreicheren Katholiken bestes Einvernehmen, wenngleich Mischehen nicht sehr häufig sind.

Die Kirchgänger erwartet zu Hause dann auch ein Mahl „ganz nach Mutterart“, angefangen von der Griesknödel- oder Frittatensuppe. Weihnachten feiert man mit Krippe und Araukarienchristbaum in jedem Hause, wenngleich sich die Kerzen infolge der hochsommerlichen Hitze nach unten biegen. Zu Ostern beschert man sich mit reichziselierten, bunten Eiern, wie an den Feiertagen auch die Mehlgebäcke nie fehlen.

Man besucht sich gegenseitig und bildet, wie es gerade die Feiertage demonstrieren, eine rechte Gemeinschaft. Schade, daß sich durch sie infolge der früher erwähnten Landverteilung ein Riß zieht. Daher wäre dem Bestreben der jungen führenden Köpfe in der „Agraria“, jedes Kolonistenlos auf 80 Hektar zu erweitern, indem Brasilien weiteres Land dazugeben sollte bzw. dieses erträglich zu erwerben wäre, großer Erfolg zu wünschen. Im Gegensatz zur „Colonia Austria“ gibt es hier Führertypen und Gefolgschaftswillen. Als ich nach der Schule und der Möglichkeit des Deutschunterrichtes fragte, gab man mir voll Stolz kund, ich wäre gerade zurecht gekommen. Vor wenigen Tagen hätten sie gemeinsam beschlossen, je Liter Benzin für den Traktor einen Cruzeiro für den Schulfonds zu stiften, und gestern hätte der liebe Wiener Agraringenieur und aufopfernde Idealist aus Wien, Herr Dr. agrar. Kröger mit den zusätzlichen Deutschstunden begonnen. In der harten Fremde erweisen sich Sitte und Brauch, Muttersprache und Gemeinschaft tatsächlich als die Schale, ohne die jeder Inhalt zerfließt.